

Wie ich ein Heiliger werden wollte

Autor(en): **France, Anatole / Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie ich ein Heiliger werden wollte

Von Anatole France.

Ich steckte noch in kurzen Bubenhosen; wenn unser Dienstmädchen mir meine Nase schneuzte, fing ich an zu heulen; von der Kunst des Lesens und Schreibens hatte ich noch keine Ahnung, und doch war mein Knabenherz schon von einem seltsamen Geltungstrieb erfüllt. Ja, es ist die laute Wahrheit, wenn ich sage, daß ich schon in meinem zartesten Alter den Wunsch hegte, mich bei den Leuten hervorzutun und als etwas Besonderes zu gelten. Und unverzüglich sann ich nach Mitteln und Wegen, meine Ruhmessucht zu befriedigen. Zuerst versuchte ich mein Glück mit den Bleisoldaten, die ich in Reih und Glied auf den Tisch des Eßzimmers in strategischer Ordnung aufstellte. Wenn ich gekonnt hätte, würde ich mir die Unsterblichkeit auf den Schlachtfeldern erobert haben; ja, ich wäre am liebsten einer von diesen Generälen geworden, welche ich mit meinen kleinen Händen dirigierte und an die ich das Waffenglück nach Gutdünken austeilte. Aber ach, das alles ging nur auf einem Wachtuch vor sich.

Aber da es nicht in meinem Vermögen lag, ein Pferd und eine Uniform zu besitzen und über ein Regiment Soldaten zu verfügen, alles unerläßliche Dinge, um zu militärischem Ruhm zu gelangen, deshalb trug ich mich mit dem Gedanken, ein Heiliger zu werden. Das erfordert weniger Drum und Dran und bringt viel Lob und Verehrung ein. Meine Mutter war fromm. Ihre Frömmigkeit, welche, wie sie selber, lebenswürdig und ernsthaft war, machte mir tiefen Eindruck. Die Mutter las mir oft aus dem Leben der Heiligen vor, und ich lauschte ihr mit frohem Herzen. All diese wundersamen Geschichten erfüllten meine Seele mit liebender Verehrung und kindlichem Staunen. Ich war also mit den Lieblingen unseres Herrn und Heilands vertraut, und ich wußte, wie sie entsagen und bitten, um ihr Leben vor Gott wertvoll zu gestalten, ein Leben zu leben voller Verdienste für die Ewigkeit. Ich wußte auch, welche himmlischen Duft die Rosen des Märtyriums verbreiten. Aber das war zu außergewöhnlich für mich. Ich dachte auch nicht an das Apostel- und Predigtamt, beides lag ganz und gar nicht in meinem Vermögen. Ich hielt mich

darum an Entsagung und Kasteiung, das schien mir der leichteste und sicherste Weg zur Heiligkeit.

Und ungesäumt machte ich mich daran, mein Ziel zu verfolgen; ich fing damit an, indem ich mich weigerte, zu frühstücken. Meine Mutter, die von meiner neuesten Schwärmerei nichts wußte, glaubte, ich wäre krank; und sie betrachtete mich mit nachdenklicher Miene, daß mir dabei ganz unbehaglich zu Mute wurde. Ich hörte sofort mit dem Fasten auf. Da erinnerte ich mich an den heiligen Simeon Stylite, der sich damit begnügte, sein Leben auf engstem Raume zu fristen, nämlich auf einer Art Säule; und kurz entschlossen stieg ich auf unser Wasserfaß, das in der Küche stand. Aber hier war kein langes Bleiben; denn kaum hatte ich diese erste Stufe zur Heiligkeit erklimmt, jagte mich Julie, unser Dienstmädchen, wieder herunter. Aber ich ließ mich nicht so leicht entmutigen; mit frischem Eifer machte ich mich auf den Weg zur Vollkommenheit. Der heilige Nikolaus von Patras schwebte mir als neues großes Vorbild vor. Er hatte all seine Reichtümer an die Armen verteilt; ihn wollte ich nachahmen. Das Fenster des Studierzimmers meines Vaters ging nach dem Quai. Durch dieses Fenster warf ich ein Duzend Fünfrappenstücke, die man mir geschenkt hatte, weil sie neu waren und ich an ihrem hellen Glänzen Freude hatte; auch meinen buntfarbigen Klidern und neuen Kreiseln widerfuhr dasselbe Schicksal, selbst meine geliebten Bleisoldaten mußten dran glauben, auch sie alle flogen zum Fenster hinaus, hinunter auf die Straße, wo meine kleinen Kameraden sich beim Spiel vergnügten.

„Was für ein Stumpfsinn!“ beehrte mein Vater auf; er schüttelte mißbilligend den Kopf und schloß das Fenster.

Scham und Zorn packten mich, als ich mein heiliges Beginnen so verurteilt hörte. Aber ich unterdrückte meine Wallung und faßte mich in Geduld; denn stille Ergebung schien mir eines nach Vollkommenheit strebenden Menschen würdiger als Auflehnung, mochte diese auch noch so begründet sein. Und ich sagte kein Wort zu meiner Verteidigung. Ja, eine mitleidige Regung

wurde in meinem Herzen wach; denn ich dachte mir, daß mein Vater, der ja nicht heilig war wie ich, auch nicht Teil habe am Ruhm der Glückseligen, und dieser Gedanke war für mich ein großer Trost.

Als es Zeit war für den täglichen Spaziergang, setzte man mir den Hut auf; doch schnell nahm ich ihn wieder vom Kopf und riß das schmucke Band weg, dem Beispiel des seligen Labre folgend, der, als man ihm einmal eine alte Mütze gab, sie zuerst durch den Straßentot zog, bevor er sie auf den Kopf setzte. Wie könnte ein Heiliger hoffärtig sein! Als meine Mutter von diesen seltsamen „Geschichten“ erfuhr, zuckte sie die Achseln und seufzte. Ich betrübte sie wirklich sehr.

Auf dem ganzen Spaziergang schaute ich weder nach rechts noch nach links, immer hatte ich den Blick zu Boden geheftet, nichts Ungebührliches durfte meinen nach der Ewigkeit gerichteten Sinn stören. Aus dem „Leben der Heiligen“ wußte ich, daß solches „In-sich-gekehrt-sein“ Gott wohlgefällig ist.

Um meine Heiligkeit zu vollenden, verfertigte ich mir bei der Rückkehr dieses heilsamen Spazierganges eine Art Büßerhemd, dessen Rückenteil ich mit Roßhaar spickte, das ich aus einem alten Lehnstuhl zupfte. Doch neue Drangsal suchte mich heim; denn wieder war es unsere Julie, die mich auf frischer Tat ertappte, eben als ich in ehrlichem Eifer die Brüder des heiligen Franz nachahmen wollte. Ach, unsere Magd sah nur an die Dinge heran, ohne deren inneren Gehalt und Geist erkennen zu können; sie sah nur, daß ich ein Loch in den Lehnstuhl gebohrt hatte, und in ihrer Einfalt wußte sie nichts Gescheiteres, als mich dafür zu bestrafen.

Und wie ich nun an all die peinlichen Zwischenfälle dieses Tages dachte, mußte ich erkennen, wie heillos schwierig es ist, die Heiligkeit im Kreise der Familie zu praktizieren. Nun begriff ich ganz gut, warum der heilige Antonius und Hieronymus in die Wüste gegangen waren, um lieber unter Löwen und Tigern zu leben, als bei den Menschen; und ich nahm mir fest vor, mich in eine Einsiedelei zurückzuziehen, und zwar morgen schon. Als Eremitage wählte ich den Botanischen Garten, wo sich auch der Tierpark unserer Stadt

befand. Dort wollte ich mich in irgend einem Schlupfwinkel verbergen und in stiller Beschaulichkeit leben, angetan mit einem Kleid aus Palmenblättern, wie weiland der heilige Einsiedler Paul. Als Nahrung würde es in diesem Garten wohl Wurzeln genug geben, dachte ich mir; auch ließe sich irgendwo auf dem Berge eine Hütte finden. Dort würde ich inmitten der Tiere der Schöpfung leben. Die wildesten Bestien, Tiger und Löwen, würden wie zahme Schäfchen mir zu Füßen liegen. Wie der heilige Antonius, würde ich den Satyr sehen, jenen Waldgott, der Füße hat wie ein Ziegenbock. Und kraftvolle Centauren, diese herrlichen Fabelwesen, halb Mensch, halb Pferd, würden sich vor mir auf blumiger Wiese tummeln. Vielleicht würden sogar Engel herniederschweben, mich von der Erde wegheben und unter lieblichen Lobgesängen gen Himmel tragen.

Mein neuer Entschluß war nicht so absonderlich, wie man denken könnte; denn schon seit langer Zeit bedeutete der Zoologische Garten für mich ein heiliger Ort, gleichsam das Paradies, wie ich es in meiner alten Bibel auf Holzschnitten abgebildet sah. Schon oft hatte mich unser Dienstmädchen dahin spazieren geführt, und jedesmal kam ein Gefühl heiliger Glückseligkeit über mich. Selbst der Himmel über uns schien mir hier gnadenreicher und reiner als anderswo, und mir war, als sähe ich in den Wolken, die über der Vollière der Papageien, über dem Käfig der Löwen und Tiger, über dem Bären-Graben und dem Elefanten-Haus dahinzogen, Gottvater mit langem, weißem Bart und in seinem blauen Gewand mit ausgebreiteten Armen; und der Segen, den er mit gütigen Händen spendete, schien nicht nur der Antilope und Gazelle, dem scheuen Hasen und der friedlichen Taube zu gelten, sondern ganz besonders auch mir, dem kleinen Gottsucher. Und wenn ich droben auf dem Hügel unter der alten, knorrigen Eiche saß — für mich bedeutete sie die Ceder des Libanon — sah ich zwischen den Zweigen goldene Strahlen hervorbrechen, die der ewige Vater verschwenderisch aus seinen Händen gleiten ließ, herab auf mein junges Haupt. Die Tiere fraßen mir friedlich aus der Hand, schmiegten sich zärtlich an meine Füße und blickten mich aus sanften Augen an; und all das erinnerte mich an die Biblische Ge-

schichte vom Adam, wie ich sie von meiner Mutter gehört hatte. Oh, jene ersten paradiesischen Tage, ohne Schuld und Fehler! — Auch hier war jegliche Kreatur vereinigt, wie ehemals in der Arche des Patriarchen Noah. Ja, all das wurde mir lebendig in meiner kindlichen Einbildungskraft. Und nichts konnte mir mein Paradies verderben. Ich nahm keinen Anstoß daran, hier in diesem Garten Edens, Dienstmädchen, Soldaten und Drangenverkäufer anzutreffen. Im Gegenteil, ich fühlte mich glücklich unter diesen Geringen und Kleinen, wollte ich doch von allen der Geringste sein. Hier schien mir alles klar, liebenswürdig und gut, und in meiner Treuherzigkeit entsprach dies alles vollkommen meinem kindlichen Ideal.

An jenem Abend schlief ich mit dem festen Entschluß ein, von nun an inmitten dieses Gartens weltentrückt und gottergeben zu leben, um mir so Verdienste für den Himmel zu gewinnen; ich wollte es den großen Heiligen gleichtun, so wie sie mir aus ihrer glorreichen Geschichte bekannt waren.

Am folgenden Morgen hielt ich an meinem Entschluß immer noch fest. Meiner Mutter erzählte ich alles, ihr durfte ich mein Innerstes anvertrauen. Sie fing an zu lachen.

Und während sie mir die Haare kämmte und immer noch still vor sich hin lächelte, fragte sie mich: „Wer hat dich auf die Idee gebracht, ein Eremit zu werden, droben im Botanischen Garten?“

„Ich will berühmt werden“, gab ich zur Antwort, „damit ich auf meine Visitenkarten drucken lassen kann: ‚Eremit und Heiliger‘, so wie es auf den Kärtchen von Papa heißt: ‚Mitglied der medizinischen Akademie und Sekretär der anthropologischen Gesellschaft.“

Bei diesen Worten ließ meine Mutter den Kamm fallen, den sie eben noch durch meine Haare gleiten ließ.

„Peter! Peter!“ rief sie, „hör einmal unser Narrlein! Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen! Unser kleiner Bub hat die Vernunft verloren in einem Alter, wo man noch gar keine hat“, und sie gab mir einen Klaps auf die Wange.

Dann, indem sie sich zu meinem Vater wandte, fuhr sie fort:

„Papa, hast du gehört, mit sieben Jahren will unser Bübchen berühmt sein!“

„Mama“, erwiderte mein Vater, „du wirst sehen, wenn er einmal zwanzig ist, wird er anders denken, dann wird er von seiner Ruhmessucht ernüchtert sein.“

„Gott wolle es! Ich verabscheue die eiteln Großtuer“, seufzte meine Mutter.

Und Gott hat es gewollt, und mein Vater hat sich nicht getäuscht. Je älter ich wurde, desto weniger Lust verspürte ich, berühmt zu werden, und ich wünschte keineswegs, daß mein Name im Andenken der Menschen sich einprägen möge.

Wenn ich heute, als gereifter Mann, in diesem Botanischen Garten, der mir jetzt sehr kläglich und verlassen vorkommt, spazieren gehe, von alten Erinnerungen begleitet, kommt mich jedesmal eine unbegreifliche Lust an, irgend einem mir unbekanntem Menschen davon zu erzählen, wie ich einst geträumt hatte, hier als Einsiedler zu leben; und mir ist, als ob dieser kindliche Traum auf das ernste Gesicht der Menschen, die hier, oft in Gedanken versunken dahingehen, ein mildes, glückliches Lächeln zaubern könnte.

Oft muß ich mich auch fragen: Habe ich wirklich gut daran getan, daß ich schon von meinem sechsten Lebensjahre an auf die militärische Laufbahn verzichtet hatte; ja, es ist Tatsache, ich habe seither nicht mehr daran gedacht, Soldat oder Offizier zu werden. Ich bedaure es ein wenig. Das Leben unter den Waffen, nicht um zu erobern oder zu töten, nein, um sein geliebtes Vaterland zu schützen mit ganzem Herzen, ist zweifellos etwas Großes; dieses Leben ist eines jeden wackeren Mannes würdig. Pflicht und Aufgabe des Soldaten sind klar bestimmt, und das ist gut so; hier sind es nicht nüchterne Vernunftsgründe, die Tun und Lassen allein bestimmen. Der Mensch, der seine Handlungen zu ergründen versucht, wird gar bald entdecken, wie sehr er durch sie schuldig geworden ist. Und nur ein echter Priester oder Soldat ist frei von den Qualen und Ängsten des Zweifels.

Und nun, wie steht es heute mit meinem Traum, ein Einsiedler zu werden? Ich habe immer dann davon geträumt, wenn mir das Leben un-

würdig oder schlecht vorkam. Und tat ich das nicht fast jeden Tag? — Aber jeden Tag nahm mich dies Leben in seinen Bann und zog mich zu-

rück in den Taumel des Alltags, von welchem wir arme Menschlein uns dahintreiben lassen.

Ins Deutsche übertragen von Rudolf Weckerle.

's Armseelelechtli

Äs Liechtli brünnt die ganz Nacht dur
Is Mueters stillem Zimner;
Uf ihres Helgli a dr Wand
Trait's heiterlacht ä Schimmer.

Äs Armseelelechtli isch,
Wo tuet für d'Mueter bränne.
Jeh sind mir Ghinde halt älei
Und sy ist überänne.

Si syg nu bynis, dunkt's ein glych,
Dr Geist syg von're z'gsüre.
Für d'Mueterliebi heig dr Tod
Kei Rigel und kei Türe.

Hät 's Flämmli nüd dr glychlig Glanz
Wie's Mueters Aug voll Sunne?
Wie mängsmol hät's au für is g'wacht
Und ihri Seel dri brunnel

Otto Sellmut Dienert

Allerseelen

Vor einigen Tagen habe ich mir wieder einmal ein Bild von Ludwig Richter angesehen, das mich immer mächtig ergriffen hat. Es stellt dar, wie Kinder auf einem Friedhof spielen: zwischen den Grabmälern, den Zeichen der Trauer und Vergänglichkeit, die frischen Kindergesichter, die lachende Lebenslust, der unbelümmerte, hoffnungsvolle Lebensmut.

Ist es nicht ein Stück Menschenart, was hier dargestellt ist? Wir alle sind ja diese Kinder. Wir ergreifen den Augenblick mit emsigen Händen, wir genießen die Stunde mit vollem Behagen. Daß der Tod daneben steht, bereit, uns den Spaten aus den Händen oder den Becher von den Lippen zu nehmen — wie viele Menschen denken wohl daran? Der Schöpfer hat es so geordnet, er hat uns diese Kinderart mitgegeben; denn wäre das Bewußtsein der Todesnähe immer in uns lebendig, wir gingen dahin wie unter einer Wolke, im Schatten einer immerwährenden Dämmerung. Und doch, wenn schon Kinder zuweilen an den Vorhang des Todes streifen und ihn mit tastender Hand zu lüften versuchen, so wird kein erwachsener Mensch daran vorbeikommen. Jeder Herbsttag, jeder Friedhof, jede Krankheit, jeder Leichenzug, ja jeder Stundenschlag ist ein memento mori: gedenke, daß du sterben mußt!

In der Art und Weise, wie die Menschen sich

mit dem Gedanken an den Tod abfinden, unterscheiden sich die Ernsten von den Leichtfertigen. Diese sind rasch damit fertig; sie schütteln den Schleier der Vergänglichkeit von sich ab und stürzen sich mit um so größerem Eifer des Vergessentwollens in den Strudel des Lebens. Die Ernsten aber tragen den Gedanken mit sich und bewegen ihn in der Stille. Sie setzen sich mit ihm auseinander und ruhen nicht, bis sie seiner Herr geworden sind, bis sie die Furcht vor dem Sterben besiegt haben.

Wer aber vermag das? Nur der, der Gottes gewiß ist, der über seinem Leben die waltende Vaterliebe weiß, daher in starkem Vertrauen seinen Lebensweg geht. Nicht ein Herr ist der Tod, ein Knecht ist er. Gott sendet ihn, und zu ihm führt er; er tut uns auf die schöne Pforte in ein Land der Verheißung.

Wenn ich an den Tod denke, kommt mir oft die Sage aus dem grauen Altertum in den Sinn, von jenem vielgewanderten Dulder, der jahrelang in der Fremde unter Mühen und Nöten die liebe Heimat suchte. Den in tiefen Schlaf Versunkenen brachte endlich das von Freundeshand gelenkte Boot an die Heimatküste, und als er die Augen aufschlug, erkannte er voll Freude das heißersehnte Vaterland.

Wir sinken einst in den tiefen Schlaf des To-